

(Nachdruck verboten.)

81

Im Kreise.

Erzählung von Wacław Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

Die Mädchen warfen ihre Mäntel ab.

„Alles ist schön bei Euch aus dem Süden,“ plauderte Toj, die unter den Häden kramte, „mir weiß man nie, woran man bei Euch ist. . . Hat der Falkin nicht Jahre hindurch ruhig gelebt, wie sich's gehört? . . . Und da mit einemmal . . . Ihr verdient auch, daß man Euch lieb hat . . . trotz Eures Bartes . . . nur, daß man nicht weiß, was in Euch steckt. . .“

Die Freundin machte den Teig zurecht und schüttelte sich vor Lachen.

„Wirklich, ich möchte Dich lieb haben, Lissandra, wenn Du kein Fremder wärest. . . Ich hätte Dich sehr lieb! . . .“

„Wer bittet Dich darum, Toj?“

„Hast Du etwa Fischblut?“ lachte das Mädchen, „freilich, man hört nicht, daß Du den Frauen nachläufst und gerade darum gefällst Du mir.“

„Erzähle mir lieber, wie die Sache mit den Tataren steht. Wann geht der Pasiedatiel fort? War auf der Versammlung die Rede von mir und vom Ackerlande, das ich haben will? Dein Vater war ja dort.“

„Ach, von dem hört man nichts! Das ist ja ein ganz wilder Kerl, der nie was sagt. Ich habe gehört, daß die ganze Sache der Gemeinde schon mehr kostet als die Tataren während eines ganzen Jahres. So lange die Tataren da waren, haben die es genommen, nun sind sie nicht mehr da, aber es kostet immer noch. . . Die Jakuten sind doch arme Kerle!“

„Bleibt der Pasiedatiel bis morgen?“

„Das weiß ich nicht. Du denkst immer nur an Dich, Lissandra,“ sagte das Mädchen vorwurfsvoll.

Alexander wandte sich ab. Toj wurde plötzlich ernst, sie schwieg und nähte fleißig. Lange Böpfe mit silbernem Gehänge fielen ihr von den Armen auf die Brust. Die Freundin, die neben ihr saß, betrachtete bald sie, bald Alexander mit großen Augen. Rosa knetete Klügeln aus den Teigüberresten.

Gleich nach dem Thee gingen die Mädchen fort.

Trotz des Widerwillens, den er empfand, mußte Alexander noch einmal in seiner Sache zum Pasiedatiel fahren. Obrigkeitliche Persönlichkeiten zeigten sich selten in diesem abgelegenen Winkel; nur wenn ein besonderer Fall vorlag. Er aber traute den Versprechungen der Jakuten nicht, und war überzeugt, daß sie nur der Gewalt weichen würden.

„Eine Schweinerei! Aber ich hab' keine andre Möglichkeit! Ich werd's schon wieder gut machen! Ein guter Nachbar sein und Frieden mit ihnen halten. . . Ich werde sie den Ackerbau lehren und selbst arbeiten und jetzt — fort mit Gefühlsduselei!“

Und ohne sich's länger zu überlegen, sattelte er sein Pferd und machte sich auf den Weg.

Er fand den Pasiedatiel, wie das vorige Mal, mitten unter den Jakuten, vor dem Tische sitzend.

„Ah! Guten Tag!“ begrüßte er ihn kühl.

Er hatte ein aufgedunsenes Gesicht, trübe Augen und sah müde aus.

„Gut, daß Sie gekommen sind, ich wollte schon um Sie schicken. Was denkt Ihr Freund eigentlich? Warum geht er nicht fort? Wieder hat mir der Gouverneur einen Verweis geschickt. . . Man weiß ja gar nicht, wohin vor Euch allen! Die Jakuten weinen, quälen, Ordnung giebt's nicht, Ihr meint, Befehle sind nur da, um nicht befolgt zu werden! Wann wird das ein Ende nehmen?“

„Er ist ja schon fort,“ antwortete Alexander düster. „Unangenehme Dinge thut man sofort.“

„Ausreden? Wie?“ warf der Beamte hin und drehte Alexander den Rücken. „Nun, habt Ihr sie hergebracht?“

„Ja, Herr!“ antworteten sie und neigten sich tief.

Ein junger, ärmlich gekleideter Jakute trat vor.

„Du willst also vor Gericht zeugen?“

„Ja, Herr! Nein!“ antwortete der Kopfschüttelnd.

„Hast also nichts gesehen? Was schwachst Du denn? Verdrehst den Kopf, machst nichts als Verwirrung! . . . Dummtopf! . . . Dummtopf! . . . Geheht doch und schluß damit. Aber nein, immer nur Ausflüchte und Widersprüche! Ich lasse alle einsperren, denn ihr habt es alle gesehen!“

„Nichts haben wir gesehen, oh Herr!“ riefen die Aeltesten der Gemeinde weinerlich und neigten sich tief.

„Nichts haben wir gesehen!“ wiederholten die übrigen Jakuten im Chor.

„Zum Donnerwetter! Was schwachst Ihr denn! Nehmt den auch!“ schrie der Pasiedatiel wütend. „Ich werd' die ganze Sache einem andren übertragen. Ich hab' genug! Dann wird's um Euch geschehen sein! Aber ich will nicht meine Gesundheit zusehen.“

„Hab' Mitleid mit uns, Herr, Vater!“

„Herr, ich will alles sagen, wie sich's zugetragen hat. Die ganze Wahrheit von Anfang an,“ sagte unvermittelt einer der Angeklagten, ein großer Bursche mit fieberhaft glänzenden Augen und energischem Gesichtsausdruck.

Alle drehten sich erschrocken nach ihm um, der Beamte wurde blaß und warf Alexander einen bösen Blick zu. In der Zurte wurde es so still, daß man das Zähneklappern einiger der Aufgeregten hören konnte. Der Schreiber spitzte die Ohren und rückte sich sein Papier zurecht. Der Bursche sah die Umstehenden traurig an und begann deutlich:

„Sechs Jahre sind's her, daß man die Tataren hergeschickt hat, ich war noch ein kleiner Junge. Die Tataren haben in einem Hause der Gemeinde gewohnt. Sie haben bequem gewohnt, gegessen, getrunken und lustig gelebt. Sie haben auch mich mitunter traktiert. Die Gemeinde hat ihnen Fleisch, Butter und Mehl geliefert. Wieviel sie gegeben hat, weiß ich nicht. Das wissen die Aeltesten wohl, ich weiß nur, daß die Tataren lustig gelebt haben. Später hat ihnen die Gemeinde Land gegeben und ihnen ein Haus gebaut, nicht weit von meiner Zurte. Sie haben das Land bestellt, Korn gesät, bequem gelebt. Es waren schöne, gute, reiche Leute. Ein Stück von meinem Acker haben sie sich angeeignet. Das Feld haben sie gut bestellt und hatten eine gute Ernte. Auch jenseits des Sees haben sie gesät. Dort ist prachtvoller, fruchtbarer Boden.“

„Gehört nicht zur Sache! Mach' schneller!“

„Also. . . sie haben gut gelebt. . . Nichts war ihnen gut genug, immer hatten sie neue Forderungen, neue Wünsche. Die Gemeinde hat sie geachtet. Sogar sehr. Sie gab ihnen, was sie nur wollten. Es kamen viel Menschen zu ihnen: Russen, Tscherkessen, Zigeuner, alle möglichen Menschen. Sie haben Pferde gestohlen, Kühe gestohlen, geschlachtet und gegessen. So oft man zu ihnen kam, stand auf dem Herde ein großer Kessel Fleisch. Manchmal gaben sie auch den Gästen etwas davon ab. Sie lebten, wie sich's gebührt, da giebt's nichts zu verschweigen. Ihr Sohn Abdulka war der erste Taugenichts in der Gegend. Sie haben Karten gespielt, Schnaps getrunken, ein lustiges Leben geführt.“

Hier unterbrach er sich, seufzte, sah erst den Pasiedatiel an, dann schaute er zum Fenster hinaus und plötzlich spielte ein listiges, keckes Lächeln um seine Lippen.

„Nun, und weiter?“

„Sie haben Karten gespielt, Schnaps getrunken, viel Menschen kamen zu ihnen — na, und sie sind verbrannt,“ setzte er gleichgültig hinzu.

Die Anwesenden atmeten erleichtert auf.

„Hast Du auch getrunken und gespielt?“

„Natürlich! Warum hätte ich nicht trinken sollen?“

Nur: die Jakuten haben sie nicht getötet. Wie hätten sie denn solchen Mordskerkeln Stand halten sollen? Die Russen haben sie getötet, die immer bei ihnen waren. Geschickte, bewaffnete, mutige Leute, Soldaten wohl, die haben sie getötet. Giebt's denn Soldaten unter den Jakuten? Der Kaiser glaubt ja, die Jakuten sind nicht wert, angeworben zu werden. . . Natürlich war ich bei ihnen, habe Schnaps getrunken, aber ich bin ein schwacher Teufel und kann nicht mal ein Gewehr laden. . . Damals, wie es dort gebrannt hat, habe ich Hen gemacht. Alle haben mich gesehen. Auch Michors Sohn. . . Ich habe mit den Tataren gut gelebt. . . Wer wird denn seine Freunde totschlagen? Wir achten unsre Freunde

sehr und russische Freunde besonders. Darum, sage ich Dir, Herr, wie sich's zugetragen hat: Russen haben Russen getötet und dann hat's gebrannt."

"Was läßt Du zusammen? Der redet und redet und immer das Gleiche! Führt ihn hinaus und macht den Schlitten zurecht!"

Die Angeklagten wurden hinausgeführt und die andren folgten in Scharen.

"Wir fahren!" rief der Beamte. . . "Ach so, Land für Sie!" wandte er sich an Alexander. "Ich hab' 's vergessen. Ich werde eine Verfügung aus der Stadt schicken, und jetzt: Auf Wiedersehen!"

"Ich zweifle, ob das was nützen wird. Es gab schon drei Verfügungen."

Der Jassiedatiel machte eine ungeduldige Bewegung. "Daß Sie das nicht einsehen! . . . Ich kann jetzt nicht . . . Unter keinen Umständen! . . . Bemühen Sie sich selbst . . . Am besten aber ist's, Sie verhalten sich ruhig und nehmen, was Sie kriegen können. Die Jakuten werden was zulegen, wenn Sie's fordern, ich werd' es unterstützen . . ."

"Das thut ich nicht, Innocenty Wasiljabicz . . . Das ist vergebene Müß" unterbrach ihn Alexander unwillig.

"Nun, wie Sie wollen. Ueberlegen Sie sich's. Was giebt's dem wieder", wandte er sich an die Jakuten, die aufs neue in die Furte drangen.

In erster Reihe standen die Ersten und Aeltesten, die Würdenträger mit Medaillen an der Brust, die sie im Dienst bekommen hatten, mit Hirschfänger an der Seite, grauhaarige und reichgekleidete Alte. Ihnen folgte die Menge, drängend, stoßend. Aus der Mitte trat ein gebückter Bettler heraus, der sich auf seinen Stock stützte; er räusperte sich und fiel auf die Knie nieder.

Der Beamte stand überrascht auf.

"Was ist denn das für eine Komödie?"

"Herr", begann der Alte und streckte die Hände aus, — "ich bin schuld, ich hab' die Russen getötet. Bis heute habe ich mich verborgen, vor Angst. Jetzt gestehe ich meine Sünde. Ich hab' sie getötet, weil sie uns Schaden zugefügt haben! Schlimmer als Wölfe und Bären haben sie unsre Herzen vernichtet. Unser Wohlstand schwand, unsre Herzen wunden. Steht. Wie eine eifernde Wunde stand ihre Furte mitten unter uns. Unsre Frauen fürchteten sich selbst am Tage dort vorbei zu kommen; unsre Jünglinge haben dort trinken und spielen gelernt und ein lockeres Leben und wollten nicht mehr arbeiten. Wir konnten es nicht länger tragen . . . Eins kam zum andern . . . Sie haben uns beraubt . . . Wir haben uns beschwert . . . Du hast doch selbst die Untersuchungen geführt . . . Immer haben sie sich rausgedreht, und dann wurde es noch schlimmer . . . Darum haben wir sie getötet . . . Ich selbst hab' sie getötet . . . Nimm mich und laß' die Unschuldigen frei . . . Nichte mich streng nach Euren Gesetzen!"

"Du bist toll, Alter! Hast kaum Kraft, Dich zu schleppen und willst mir weiß machen, daß Du drei erwachsene Männer und zwei Frauen getötet hast! Palkin hat Dich ja gar nicht beschuldigt . . ."

"Palkin lügt. Gerade er hat mir geholfen. Zuerst haben wir einen getötet und dann haben wir uns überlegt, daß es schon ganz einerlei sei, ob wir sie nun alle töten oder nicht." "Steh' auf, Alter! . . . Genug der Komödie! Wo wohnst Du?"

"In der Gegend. Ich schlepp' mich von einer Furte zur andern. Befrei' unsre Kinder und nimm mich, richte mich, ich hab' sie getötet," flüsterte der Bettler. "Für mich ist das Ende überall gleich, überall wird der Tod kommen, gib unsre Söhne frei!"

"Nimm ihn, Herr!" baten die Jakuten. "Erbarm' Dich! Ist Dir's nicht einerlei, wen Du dem Gouverneur vorzeigst? Du hast die Jungen und die Kräftigen genommen. Wie viel Frauen und Kinder werden weinen und Hungers sterben!"

"Wer soll die Steuern bezahlen? Nimm den Alten . . . Der kann noch zu was nützen . . . Die Regierung wird ihn annehmen. Warum auch nicht? Ist doch ein kräftiger Kerl."

"Nimm mich und laß' unsre Kinder frei," wiederholte der Bettler.

"Genug! . . . Kniaz, was bedeutet das?"

"Ich hab's ihnen gesagt, daß das nichts nützt," antwortete der Kniaz finster.

Die Jakuten gaben nicht nach.

"Mach' neue Untersuchungen. Frage und Du wirst sehen, wie gut wir antworten werden."

Der Beamte wurde fürchtbar zornig, stampfte mit dem Fuß und schrie mit Stentorstimme:

"Hinaus mit Euch allen! Marsch hinaus! Kniaz, den Schlitten!"

Eine halbe Stunde darauf fuhr der Schlitten des Jassiedatiel davon. Im Hofe brachten Bewaffnete die Gefangenen in Schlitten unter.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gewohnheit.

Von Leon Karroff. Autorisierte Uebersetzung.

(Das Atelier einer Modistin. In großer Aufregung, wie ein Windstos — ein Windstos, der vorher eine Parfümeriehandlung passiert hat — stürmt die kleine Madame Dondaine herein. Ihr hübsches Gesichtchen ist tieftraurig, die Wangen sind unter dem Puder erblaßt und ihre schönen Augen, tief und sanft wie ein Wasser, in dem sich die untergehende Sonne spiegelt, sind noch feucht von jüngst vergossenen Thränen.)

Die Schneiderin (mit lebhaftem Interesse; natürlich Interesse an dem Gelde, welches die kleine Frau bei ihr ausgiebt): "Was ist Ihnen, gnädige Frau? Soll ich Ihnen ein Glas Judderwasser machen?"

Madame Dondaine (sich zusammennehmend): "Nein, besten Dank, meine liebe Frau Charles. . . Ich habe soeben eins mit etwas Aether getrunken: das hat mich genügend erfrischt; ich habe meine Fassung wiedergewonnen! (Sie zerdrückt mit einer reizenden, kleinen Handbewegung ein rebellisches Thränen, thut, als ob sie in das Stüchchen imprägnierter Spitze schnaubt, das ihr als Taschentuch dient, und ist wieder Herrin ihrer selbst.) Ich komme nämlich wegen eines Kostüms."

Die Schneiderin (dienstfertig): "Ich habe die gewünschten Muster in Schottisch bereits besorgt, gnädige Frau! (Blättert in einem Heft, welches Stoffproben in den schreiendsten Farben enthält.) Hier Krebsrot und hier Zibisrosa . . . einfach (sucht nach einer passenden Bezeichnung), einfach lapidar!"

Madame Dondaine (erhebt die Hände zum Himmel): "Ach, Frau Charles! Not! No! No! O mein Gott, daran ist gar nicht zu denken! Wissen Sie, woher ich komme?"

Die Schneiderin: "Nein . . ."

Madame Dondaine (deren Erregung wieder in dem Maße wächst, wie ihr die Erinnerung zurückkehrt): "Dem Arzt, meine liebe Frau Charles . . . (mit erstickter Stimme): Mein Mann ist verloren!"

Die Schneiderin (erschreckt): "Wie? Der Arzt hat Ihnen gesagt . . ."

Madame Dondaine: "O nein! So was sagt man niemals. Aber ich weiß es nur zu genau! Als mein erster Mann — mein armer Gustav — krank wurde, sagte mir der Arzt auch nicht: "Er ist verloren!" Im Gegenteil er beruhigte mich und meinte: "Ach das hat nichts zu bedeuten! In einer Woche haben wir ihn wieder so weit!" Und genau acht Tage später (trodnet die Augen, damit nicht eine Thräne ihre Schminke gefährde) war ich Wittwe!"

Die Schneiderin: "Arme gnädige Frau!"

Madame Dondaine (nachdrücklich): "Mit neunzehn Jahren!"

Die Schneiderin: "Schrecklich!"

Madame Dondaine: "Und jetzt kommt mein armer Georg an die Reihe . . . (mit einem tiefen Seufzer) Mein Verhängnis!"

Die Schneiderin: "Aber ist das auch sicher? . . . Ich habe Herrn Dondaine doch erst vor ein paar Tagen getroffen und da sah er noch gar nicht krank aus. Was fehlt ihm denn?"

Madame Dondaine (schaudernd): "Die Gicht!"

Die Schneiderin (lachend): "Aber damit kann man ja hundert Jahre alt werden! Das ist doch nicht gefährlich!"

Madame Dondaine (mit dem entschiedenen Ton einer Wissenden): "Ja, ja, das hat man mir auch bei meinem ersten — meinem armen Gustav — gesagt, und ich habe ihn trotzdem verloren!"

Die Schneiderin: "Hatte der auch die Gicht?"

Madame Dondaine: "Nein, Brustfellentzündung!"

Die Schneiderin: "Aber das ist doch etwas ganz andres. Eine Brustfell . . ."

Madame Dondaine (ihren Gedanken fortspinnend): "Ich hatte mir gerade ein marinesblaues Kleid machen lassen, ein wunderbares Kleid, ganz entzückend. . . Ich habe es nicht ein einziges Mal angehabt! Ich mußte es in den Schrank hängen. . . (Sehr bewegt) Und als das Trauerjahr um war, war das Kostüm vollkommen unmodern; man trug keine enganliegende Kermel mehr, sondern weite, haufshige! (Dem Weinen nahe.) Und ich habe nicht einmal den Stoff verwenden können! Auch der war aus der Mode!"

Die Schneiderin: "Aber ich versichere Ihnen, gnädige Frau, Sie machen sich ganz unnötig Sorgen . . . Die Gicht . . ."

Madame Dondaine: "Wollen Sie etwa behaupten, daß nicht auch an der Gicht Leute sterben?"

Die Schneiderin: „Allerdings . . .“

Madame Dondaine (triumphierend): „Sehen Sie wohl?“

Die Schneiderin: „Ja, aber das sind doch nur Ausnahmen!“

Madame Dondaine (mit trauriger Ueberzeugung): „Ich bin sicher, daß Georg zu diesen Ausnahmen gehören wird! . . . Bei meinem Unglück.“

Die Schneiderin: „Ich bin fest überzeugt, gnädige Frau regen sich ohne Grund auf!“

Madame Dondaine: „Ohne Grund? O wenn Sie, wie ich, schon einen Mann verloren hätten, würden Sie nicht so sprechen! (Unerbittlich) Mein Georg ist seit seiner Krankheit viel netter geworden . . . genau wie mein erster . . . mein armer Gustav!“ . . .

Die Schneiderin: „Aber . . .“

Madame Dondaine (mit aufrichtiger Ueberzeugung): „Uebrigens setzt mich das nicht weiter in Erstaunen! Als Georg kurz nach dem Trauerjahr um meine Hand anhielt, habe ich mir gleich gedacht, daß es mal so kommen müßte. Er ist Advolat wie mein erster . . . mein armer Gustav . . . und sein Vornamen sangt auch mit einem G aus! (Sehr entschieden) Aber mein dritter soll Heinrich oder Julius oder Jakob heißen . . . (einen Augenblick in Gedanken) Jakob finde ich am nettesten! (Wieder gesammelt) Und er muß Arzt oder Offizier sein — aber kein Advolat! Im Himmelswillen nur seinen Advolat mehr!“

Die Schneiderin (ein wenig ungeduldig): „Um . . . Gnädige Frau wollten von einem Kostüm sprechen?“

Madame Dondaine: „Ach richtig! . . . Ich möchte etwas in Grau . . . ein hübsches Grau oder wenigstens in Naube . . . Das könnte ich dann gleich als Halbtrauer tragen . . . Und dann eine nicht zu auffallende Façon . . . natürlich auch nicht zu spießbürgerlich, verstehen Sie?“

Die Schneiderin: „Gnädige Frau können ganz unbesorgt . . .“

Madame Dondaine: „Ein Trauerleid würden Sie mir, wenn nötig, sehr schnell machen, nicht wahr, meine liebe Frau Charles?“

Die Schneiderin: „In vierundzwanzig Stunden, gnädige Frau . . .“

Madame Dondaine (berührt): „Sehr schön . . . da fällt mir ein: ich muß von hier gleich zu meinem Friseur . . .“

Die Schneiderin (den Zusammenhang nicht begreifend): „Zum Friseur?“

Madame Dondaine: „Ja. Ich sah nämlich eben auf der Straße eine Dame in Trauer, eine hübsche Blondine. Das blonde Haar mit dem schwarzen Kleid machte sich entzündend, wirklich ganz entzündend . . . Und da kam mir der Gedanke: wenn mein Georg stirbt, werde ich mir auch die Haare blond färben lassen!“

(Und sie beginnt eifrig die Stoffproben zu durchblättern, die unter ihren Fingern zu lachen und zu lücheln scheinen.) —

Kleines feuilleton.

ss. Kauen und Kochen. Die Zeit, da der Mensch zuerst erkennen lernte, daß die Ernährung durch ein Kochen oder Braten der Speisen befördert wird, liegt so weit zurück, daß wir ihre Grenze gar nicht mehr zu finden vermögen. So lange des Feuers Macht in die Dienste des Menschen getreten ist, so lange ist sie unter anderem auch zu diesem Zweck benutzt worden. Es ist darum recht merkwürdig, daß eine wissenschaftliche Untersuchung über die Bedeutung des Kochens für die Ernährung bisher nur in sehr geringem Umfang vorgenommen worden ist. Damit kommt noch eine andere Frage in Verbindung, nämlich die Bedeutung des Zerkleinerns der Speisen durch die Zähne. Die meisten werden vielleicht auch demgegenüber glauben, es sei eine ganz alte und längst ausgemachte Sache, daß die sorgfältige Zerkleinerung der Nahrungsmittel im Munde ihre Verdaulichkeit und Bekömmlichkeit wesentlich fördert. Bisher ist das aber nur so ein Glaubenssatz gewesen, der allerdings auch in die wissenschaftlichen Lehrbücher übergegangen ist, ohne dazu auch durch eine genügende Begründung berechtigt zu sein. Jetzt hat zum erstenmal Professor Lehmann in Würzburg in Gemeinschaft mit zwei Hilfsarbeitern eine wirklich wissenschaftliche Prüfung bezüglich des Einflusses des Kauens und Kochens auf die Verdaulichkeit der Speisen angestellt und darüber an Professor Mendelssohns Monatschrift „Die Krankenpflege“ berichtet. Auch die einzelnen Ergebnisse dieser Forschungen sind recht interessant, doch wollen wir zunächst als das Wesentlichste die Lehre hervorheben, daß die Wichtigkeit eines guten Gebisses und seiner richtigen Benutzung bisher eher noch unterschätzt als überschätzt ist. Die Versuche wurden in der Weise vorgenommen, daß eine Reihe von Nahrungsmitteln in drei verschiedenen Graden zerkleinert, dann in eine saure Lösung gebracht wurden, wo sie sich etwa unter den Verhältnissen befinden wie im menschlichen Magen. Die drei Zerkleinerungsgrade waren Würfel von 1 Centimeter Seitenlänge, solche von 1 Millimeter Seitenlänge und dann eine Zerreibung in möglichst feine Teilchen. Bei dem ersten Versuch mit hartgekochtem Hühnerfleisch zeigte sich die Wirkung der Zerkleinerung auf die Löslichkeit in höchst auffallendem Maße, denn in derselben Zeit wurden von den großen Würfeln 30, von den kleineren 47 und von dem zerriebenen Material 66 v. H. gelöst. Ein ähnliches Er-

gebnis hatte ein zweiter Versuch mit Käse. Mit Fleisch war es kaum möglich, in zuverlässiger Weise zu operieren, da weder gekochtes noch rohes Fleisch sich genau in Würfel schneiden, noch in geeigneter Weise zerreiben ließ. In den Pflanzenstoffen war die Bedeutung der Zerkleinerung wiederum sehr deutlich erkennbar. Gewählt wurden zu den Versuchen Erbsen, Graubrot und Pfannkuchen. Die Verdaulichkeit wurde durch die Zerkleinerung ungefähr um das Doppelte gesteigert. Weiterhin sollte noch festgestellt werden, inwiefern das Kochen und Kauen die Herausziehung des Zuckers aus Nahrungsmitteln begünstigt. Die Untersuchungen wurden an Apfeln und gelben Rüben, weiterhin an jungen italienischen Kartoffeln und an Macaroni vorgenommen. Im allgemeinen geht die Verzuckerung der gekochten Speisen nach deren Zerreibung bis zu 20 mal schneller vor sich, als bei unvollkommener Zerkleinerung, und das Kochen für sich allein befördert die Verzuckerung um das Fünffache. Beide Behandlungsarten gleichzeitig können die Zuckerbildung bis auf das Hundertfache steigern. Hier ist also ein einwandfreier Nachweis für den großen hygienischen Wert einmal des Kochens und zweitens eines gründlichen Gebrauchs der Zähne geliefert. Auch muß dabei noch ganz besonders hervorgehoben werden, daß die Experimente gezeigt haben, ein wie großer Unterschied noch in der Verdaulichkeit von mittelfein zerhacktem und ganz fein zerriebenen Speisen besteht. Die Bedeutung des Kochens tritt besonders bei den Pflanzenstoffen sehr stark hervor, weil in ihnen durch das Quellen der Stärke zu Kleister die Zellwände gesprengt werden und weil außerdem die verkleinerte Stärke von den Verdauungssäften energischer angegriffen wird. —

Litterarisches.

e. k. „Martha Kinder“. Roman von Vertha von Suttner. Dresden-Leipzig, C. Neumanns Verlag. — Vor zwölf Jahren erschien Vertha von Suttners Roman „Die Waffen nieder“. Das leidenschaftlich gegen den Militarismus und mit ehrlichem, sittlichem Pathos für die Idee des ewigen Weltfriedens anflammernde Buch machte kolossales Aufsehen. Es wurde in alle europäischen Sprachen überjagt, erlebte im Laufe der nächsten Jahre mehrere Duzend Auflagen und führte sozusagen zum festen Zusammenschluß jener Gruppe von Idealisten aller Länder, welche unter dem Namen „Friedensbewegung“ bekannt ist und welche für die Abschaffung der Kriege wie des Militarismus überhaupt eifrig Propaganda macht. Der Titel des Romans ist zur Parole, zum „gesägten Wort“ geworden und die bis dahin wenig bekannt gewesene österreichische Schriftstellerin war mit einem Schlage in den Mittelpunkt jener internationalen Liga gehoben, der sie seither als eine der interessantesten und thätigsten Persönlichkeiten angehört. Inzwischen ist mancher Vorstoß für die Verwirklichung der Weltfriedensidee unternommen worden, ohne daß man sagen kann, daß Positives erreicht wurde. Nun tritt Frau v. Suttner mit einem zweiten Roman auf den Plan, um das Pendel der Friedensbestrebungen aufs neue in Schwingung zu bringen. Das vorliegende Buch ist eine Fortsetzung zu „Die Waffen nieder“ und hebt mit dem Jahre 1892 an. Martha Kling, die Frau jenes deutschen Offiziers, der 1870 in Frankreich unter den Augen des Exekutions-Beltons gefallen war, treffen wir hier wieder. Sie ist Witwe geblieben und treu dem Vermächtnis ihres Gatten. In seinem Sinn und Geist hat sie die beiden Kinder erzogen. In ihnen erblickt sie die Verwirklicher seines und ihres auf die Abschaffung des militärischen Gewaltwertes gerichteten Bestrebungen, die geistigen Testamentsvollstrecker des väterlichen Willens. Beide Kinder sind voll dieses Willens. Und nun entwidelt Frau v. Suttner deren Lebensführung. Graf Rudolf Dogh, wohl vorbereitet auf die Bekämpfung der Kriegsinstitution, hat geheiratet. Ein Erbe seines Namens ist da, auch er soll für die Zukunft heranwachsen. Später heiratet auch Sylvia, die Tochter. Graf Delnigly, ihr Gatte, ist kein geistiges Lunen. Eher das, was man in Osterreich einen „faden Keil“ heißt, nichts weiter. Die Ehe gestaltet sich nicht glücklich. Delnigly betriegt bald seine Frau mit einer Sängerin. Unterdessen sehen wir Rudolf mehr und mehr in seine Aufgabe hineinwachsen. Obwohl als Majoratsherr an die Bewirtschaftung der Güter in Osterreich und Ungarn geletet, fand er doch Zeit und Ruhe, sich in den Schriften der Social-, der Geschichts- und Naturwissenschaften, wie der modernen Litteratur- und Kunstbewegung thätig anzuthun. Er bewirbt sich nun um ein Mandat ins Abgeordnetenhaus, hält Reden für die Weltfriedens-Idee und fällt durch. Das konnte nicht anders sein. Sein Plan war zu hoch, zu allgemein, und er selber ist ein Unfreier. Um seine ganze Persönlichkeit einsehen zu können, ist es notwendig, daß er sich löst aus den Ueberlieferungen seiner Standesgenossenschaft. Er kam dies um so eher, als er Frau und Kind durch den Tod verloren hat. So überträgt er alle Majoratsrechte an seinen Vetter. Nun ist er frei, nun vermag er durch Schrift und Rede offen zu wirken. Aber da stößt er auf ungeahnte Widerstände. Mit dem Majoratsherrenrecht hätte er auch zugleich auf die Offizierscharge verzichten müssen. Jetzt wird er, weil als „Agitator“ verdächtigt, halb dazu gezwungen. Aber noch mehr. Er kämpft für eine alle Welt umfassende Humanitätsidee. Da muß er notwendigerweise mit den Vertretern der realen Masseninteressen in Konflikt kommen und den härteren ziehen. So geht er nach Deutschland und bereist auch andre Länder. Während dem aber gehen im Hause der Schwägerin tiefingreifende Veränderungen vor. Ihr Gatte hat sie freigegeben, nicht aber ohne den Mann ihrer wahren Liebe, einen Schriftsteller, im Duell niederzuknallen. Heimgekehrt, findet

Audolf die Mutter schwer erkrankt. In ihrer aufopferungsvollen Pflegerin, der liebevollen hochgefinnten Komtesse Cajetane Rauegg findet er die gleichstrebende Lebensgefährtin. Beide vereint, hoffen nach der Mutter schnellem Tod den Stumpf für ihre Ideale aufzunehmen und träumen von einem fernem Siege. Mit dieser ungesicherten Aussicht in die Zukunft entläßt Frau von Suttner den Leser. Ich will auf mancherlei Schwächen in der äußeren Föhrung des Romans — einige Theaterfekte, Unwahrscheinlichkeiten nicht eingehen. Andererseits will ich gern die starke Komposition, die sichere Zeichnung östreichischer Adelstypen sowie des engeren Milieus anerkennen und hervorheben. Ich vermissе jedoch jede reale Grundlage. Bei aller Achtung vor dem Geist und der ehelichen Begeisterung der Verfasserin für ihre Friedenssache kann ich nicht umhin, ihren Roman als den Abglanz einer schönen — Utopie zu erklären, die vorerst an der Macht der socialen Menschheitsentwicklung zu scheitern geht. Nur von dieser letzteren kommt das Heil für die Zukunft. Nur der Sieg des Socialismus wird den Traum vom Weltfrieden verwirklichen. —

Kulturgeschichtliches.

ro. Raffinierte Todesstrafen im alten Persien. Unübertreffliche Meister in allen Zweigen der Kunst, Menschen zu Tode zu martern, waren in dem früheren orientalischen Altertum die Assyrer, wie ihre Inschriften und Bildwerke beweisen. Geschickliche Schüler haben sie an den alten Persern gehabt, die den überlieferten Kreuzigen, Erdrosseln, Pfählen waren im Lande des Schah die gelindesten Todesarten. Eine kleine Verschärfung stellte schon das Abschneiden des Kopfes vermittelst eines Rasiermessers dar. Das war aber Kinderspiel im Vergleich zu andren Methoden. Besteht war das Köpfen des Delinquenten in glühender Asche, Schinden bei lebendigem Leibe und Ausstellen der Haut an einem öffentlichen Ort, Zerfägung, allmähliches Zertrümmern des Kopfes zwischen zwei Steinplatten, lebendig Begraben, Blenden mit Hilfe glühender Nadeln oder siedenden Oeles, Abschneiden von Nase, Ohren, Händen, Füßen, Augenlidern und Lippen. So ziemlich das Ausgezeichnetste war die Strafe der Mulden, die Plutarch beschreibet. Der Verurteilte wurde zwischen zwei Mulden eingepreßt, so daß nur Kopf, Hände und Füße frei blieben. Das Gesicht ward so gedreht, daß die Sonnenstrahlen in die Augen fielen. Alsdann ward der Todesandibat durch Bedrohung mit Nadelstichen in die Augen genötigt zu essen, zugleich ward das Gesicht mit Honig bestrichen, um Insekten herbeizuloden. Aus den zwischen den Mulden verbleibenden Extremitäten entstanden Würmer, die den Körper zernagten. Manchmal ward der Unglückliche erst nach Wochen durch den Tod erlöst. Der Partherkönig Tiridates soll nach dem Bericht des Agathangelos den heiligen Gregor einer ganzen Reihe der raffiniertesten Folterqualen unterworfen haben. Erst hing man den Märtyrer mit einem Strick um die Brust am Palast auf, dann an den Füßen; unter ihm wurde trodener Mist angezündet und mit Prügeln auf ihn eingeschlagen. Darauf schraubte man ihm Hölzer an die Beine, so daß das Blut unter den Nägeln hervorquoll. Eisene Spigen wurden in die Füße getrieben, und der Märtyrer mußte mit diesem Beschlag hin- und herlaufen. Man legte ihn auf die Erde, den Kopf in einem Schraubstock, ein Rohr in den Nasenlöchern, und nötigte ihn, eine Mischung von Salz, Salpeter und Essig einzusaugen, steckte ihn sodann in einen Sad mit Asche, wo er zwar Luft bekommen konnte, aber nur so, daß ihm gleichzeitig die Aschepartikelchen in den Kopf drangen. Nachdem hing man ihn an den Füßen auf und goß ihm durch einen Trichter Wasser in den After. Seine Seiten wurden mit eisernen Haken gepreßt. Nach ward er auf eiserne Spigen geworfen, die im Boden befestigt waren. Man legte ihm Eisenringe um die Arme und hämmerte so lange darauf, bis die Arme zerbrachen. Schließlich übergoß man ihn mit glühendem Me. Es ist klar, daß der heilige Gregor nicht alle diese Martern tatsächlich bestanden haben kann. Das Interesse des Verichts liegt darin, daß es einen Katalog in Persien üblicher Folterqualen giebt, wie er sich nicht gut unmenchlicher denken läßt. Dabei muß man nicht vergessen, daß er in unzähligen Fällen gar nicht gegen Verbrecher zur Anwendung gelangte, sondern gegen Menschen, deren ganze Schuld darin bestand, aus etwelchem Grund dem allerhöchsten Mißvergügen verfallen zu sein. —

Meteorologischcs.

— Die Niederschlagsverhältnisse Paläinas in alter und neuer Zeit behandelte Hr. Gilderscheid in seiner Doktorarbeit (Münster 1901.) Aus den Anhaltspunkten über dieselben im Altertum, wie sie uns durch die Bibel und den Talmud überkommen sind, wie aus dem Vergleich derselben mit den heutigen Niederschlagsverhältnissen des heiligen Landes ist eine erhebliche Verminderung des Regens in der seitdem verfloßenen Zeit nicht festzustellen. Die Hauptursachen der heutigen Niederschlagsverhältnisse daselbst beruhen zweifellos in der Verteilung von Land und Meer, der Reliefgestaltung des Gebietes wie den daselbst vorherrschenden Winden, d. h. vor allem der Entstehung der winterlichen Cyclonen über dem Mittelmeer, da diesem hauptsächlich die winterlichen Niederschläge jener Gegenden entstammen. Die Verteilung von Land und Meer ist, abgesehen von geringfügigen Aenderungen an der Küste, heute dieselbe wie im Altertum. Ebenso sind keine Anzeichen vorhanden, welche auf eine irgendwie wesentliche Veränderung der

Reliefgestaltung der betreffenden Länder seit den Zeiten des Altertums hindeuten. Was aber die Entstehung der winterlichen Cyclone über dem Mittelmeere anbetrifft, so liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß sich die eigentümlichen Verhältnisse der winterlichen Oberflächentemperatur des Mittelmeeres, welche auch auf die Entstehung der winterlichen Cyclone von erheblichem Einfluß sein dürften, beträchtlich geändert haben. Es ist also auch kein erschütternder Anhalt für die Annahme gegeben, daß sich in denjenigen Bedingungen, von denen die heiligen Niederschlagsverhältnisse jener Gebiete hauptsächlich abhängen, seit jenen Zeiten etwas Wesentliches verschoben habe. Ueberhaupt ist es geraten, mit der Annahme von Klima-Veränderungen in historischer Zeit stets vorsichtig zu sein und nicht ohne weiteres den Rückgang eines Landes in der Kultur gleich auf eine Aenderung der klimatischen Verhältnisse in geschichtlicher Zeit, einer so kurzen Zeitspanne in der Erdgeschichte zu gründen. — („Globe“.)

Bergbau.

en. Ein wichtiger Fund ist neulich im Staate Texas (Vereinigte Staaten) gemacht worden. Bei der Comanche-Quelle, sieben Meilen nördlich von Rio Grande, fand ein Geologe einige Kalksteinefelsen bedeckt mit rohen Malereien, die nach der Art der Zeichnung auf indianischem Ursprung gedeutet werden mußten. Die Künstler waren ohne Zweifel Comanche-Indianer früherer Zeit gewesen. Das Auffallende an diesen Malereien bestand nun darin, daß die dabei benutzte Farbe aus Zinnober bereitet war. Zinnober aber ist das wertvollste Quecksilbererz der Erde. Daraufhin hat man Untersuchungen angestellt, und tatsächlich das Vorhandensein von Zinnoberlagern in Kalksteinen, Thonen und Schiefem aus der Kreidezeit entdeckt. Diese Schichten des Erdbodens sind von vulkanischen Gesteinen durchsetzt, denen wahrscheinlich das Vorhandensein von einigen Ansammlungen reinen Quecksilbers zuschreiben ist. Das Erz mag sich überhaupt durch Vermittlung von heißen Quellen gebildet haben. Der Zinnober kommt vor in scharf entwickelten Krytallen und in großen gestaltlosen Massen. Auch andere Quecksilberverbindungen sind vorhanden, während das reine Quecksilber gewöhnlich mit triphalinen Massen von Calcit vermischt ist und in letzteren die Zwischenräume ausfüllt. Es sind solche Ansammlungen natürlichen Quecksilbers bis zum Gewicht von 20 Pfund gefunden worden. Ohne Zweifel wird sich die bergbauliche Industrie dieser Lager des wertvollen Metalls, das nur an wenigen Stellen der Erde gewonnen wird, alsbald bemächtigen. —

Humoristisches.

— Abgeführt. Herr (am Stammtisch zu einem ungebetenen Gast, der sich durch beständiges Vorkühnen lästig macht, vertraulich): „Können Sie schweigen?“
Gast: „D, wie das Grab!“
Herr: „Aun, dann thun sie es.“ —
— Im Kaffeekränzchen. Die Frau Eisenbeißer kommt heute nicht; sie hat sich wegen Krankheit entschuldigen lassen.“
„Da wollen wir sie gleich in die Kur nehmen.“ —
— Unglückliche Ehe. Amateurphotograph: „Ich bin höchst unglücklich verheiratet: so oft ich meine junge Frau photographiere, jedesmal wadelt sie mit dem Kopf.“ — („Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Von Frenssens „Jörn Nhl“ wird dieser Tage das hundertste Tausend ausgegeben. Das ist der größte Bucherfolg, der jemals in Deutschland dagewesen ist. —
— „Cupido und Compagnie“, eine Gesangsposse von Ernst Blum, Ruff und Gaston Serpette, wird am 23. Dezember, als erste Aufführung der neuen Direktion Sachs, im Belle-Alliance-Theater gegeben werden. Der Posse wird der Einakter „Am Telephon“ folgen. —
— Im Straßburger Stadttheater erlebt am 10. Dezember die dreiachtige Volksoper „Der Münzenfranz“ von Hans Köhler die Erstaufführung. —
— Die grüne Linie im Spektrum des Nordlichts. Professor Ramsay, der Entdecker der in unserer Atmosphäre vorhandenen seltenen Gase Helium, Neon, Strontion und Xenon, hat gefunden, daß von den Spektrallinien, welche dieselben charakterisieren, eine grüne Linie des Strontion bei den größten Luftverdünnungen hell sichtbar bleibt und diese ihrer Wellenlänge nach mit der Hauptlinie des Nordlichtspektrums übereinstimmt. Ramsay schließt daraus, daß die grüne Nordlichtlinie tatsächlich durch die Gegenwart des Strontions in den Polargegenden verursacht werde. —
— Wie an verschiedenen andren Orten Deutschlands wird man jetzt auch in der Gegend von Nemscheid das argentinische Steifhuhn („Tinamu“) einzubürgern versuchen. Der Vogel hat die Größe eines Fasans, ist nur etwas kürzer und gedrungener. Er erträgt selbst ein recht rauhes Klima und verneht sich außerordentlich stark. Seine Aufzucht ist leicht, da sich die Jungen bereits in drei Wochen vollständig entwickelt haben und kaum vor den alten mehr zu erkennen sind. Der Vogel ist außerordentlich mißtrauisch. Der rote Tinamu, um den es sich hier handelt, lebt in zahlreichen Netten und ist kein Wandervogel. Sein Fleisch ist von seltener Parttheit und großem Wohlgeschmack. —